

HELEN LIESL KRAG · PETER MENASSE

Ella Schapira

(1897–1990)

LEBENSGESCHICHTE
EINER JÜDISCHEN
KLEIDERMACHERIN

böhlau

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)



böhlau

© 2020 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Wien
ISBN Print: 9783205211891 — ISBN E-Book: 9783205211907

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Helen Liesl Krag und Peter Menasse


Ella Schapira (1897–1990)

Lebensgeschichte einer
jüdischen Kleidermacherin

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten, des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport, des Zukunftsfonds der Republik Österreich und des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus.

 **Bundesministerium**
Europäische und internationale
Angelegenheiten

 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Zukunftsfonds
der Republik Österreich




NATIONALFONDS
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Zeltgasse 1, A-1080 Wien
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheber-
rechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich
zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung
des Verlages.

Umschlagabbildung: Elke Wolfzahn 1916 in Wien (Ausschnitt).
Vgl. Abb. 8 in diesem Band.

Korrektorat: Gabriele Fernbach, Wien
Satz: büro m'n, Bielefeld
Druck und Bindung:  Hubert & Co BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-21190-7

Wir widmen dieses Buch unserer Oma Ella,
aus deren Erzählungen es entstanden ist.
Sie hat uns in vielen Stunden des Zusammenseins
ihre Geschichte und damit auch
u n s e r e Geschichte
zum Geschenk gemacht.

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Ella Schapira, meine Königin	11
Enkelin Liesl Krag im Gespräch mit ihrer Großmutter	
Warum hast Du uns nie etwas erzählt?	23
In Russland	
Die Großeltern waren von der russischen Seite	31
Man war schlecht dran als Jude in Russland	39
Von Russland nach Österreich	
Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft	47
In Tarnopol	
Die Mutter wollte, ich soll was lernen	57
Man hat nur verkehrt die Juden unter sich	65
Eine Frau muss arbeiten und verdienen können	71
Der Jakob hat mir lange den Hof gemacht	77
Von Tarnopol nach Wien	
Die Russen kommen!	85
In Wien hat man uns einquartiert	91
In Wien	
Da war's aus mit der Frömmigkeit	97
Die Hochzeit war im Klucky-Tempel	101
Man ist gefahren, bei der Mutter das Kind haben	107
Sie hat tagelang geschrien	115
Ich wollte nicht arm sein	119
Ich hab geschwindelt, verstehst du!	125

Ich hab dann mehr verdient wie er	133
Es waren Kämpfe in Zwischenbrücken	139
Der Beruf hat mein Leben gerettet	145

Von Österreich nach England

Und wie alle versorgt waren, bin ich weg	153
Eine Woche später haben sie ihn geholt	159

In England

Mit dem Englischen hab ich Schwierigkeiten gehabt	167
Mit jedem hab ich eine andere Sprache gesprochen	175
Ich hab nicht gewusst, dass mein Mann tot ist	181
Die Mutter hat man nicht verschleppt	189

Meine Oma und ich

Ich hab überhaupt keine Angst vor dem Sterben	195
---	-----

Anhang

Ellas Großfamilie (Stammbaum)	198
Kleines Wörterbuch	201
Literatur, die in diesem Buch erwähnt ist	205
Bildnachweise	206
Danksagungen	207

Vorwort

Dieses Buch über unsere Großmutter, die 1897 geborene jüdische Kleidermacherin Ella, erschien erstmals 1988 unter dem Titel „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft ...“ Damals gab es noch kein Internet, um nachzuschlagen und Daten zu kontrollieren. Das Osteuropa, aus dem Ella ursprünglich stammte, hat sich in den vergangenen mehr als dreißig Jahren geöffnet. Auch Archive werden zunehmend zugänglich. Ebenso hat sich unser Wissen über die Weltkriege des 20. Jahrhunderts, die Ellas Leben geprägt haben, seither vervielfacht. Die neuen Gegebenheiten haben uns ermöglicht, einige mangelhaft erinnerte Informationen richtigzustellen.

Ella starb 1990. Durch das vorliegende Buch bleibt sie für uns lebendig. Diese aktualisierte und erweiterte Ausgabe des Buches besteht aus Gesprächen zwischen Ella, die nur ungern über die Vergangenheit spricht, und ihrer Enkelin Liesl, die gerne ihre Wurzeln kennenlernen will und deshalb die geschilderten Ereignisse und Erzählungen auch durch historische und geographische Kommentare ergänzt. Das Buch enthält auch einen neuen Beitrag von Enkel Peter über seine Erinnerungen an Ella und die Sehnsucht nach Familie.

Viel Lesevergnügen wünschen

Helen Liesl Krag und Peter Menasse
März 2020

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Ella Schapira, meine Königin

Eins

Wie oft ich das von anderen gehört habe, als Kind, später bei Erzählungen über die Familie: „Meine Oma war immer für mich da, sie war ein Engel“, „Ich bin bei Oma aufgewachsen, die Eltern hatten kaum Zeit für mich“, „Oma hat mir das Kochen beigebracht“ oder „Oma hat mit mir gebastelt und geschneidert. Ich denke so gerne an sie zurück“.

Ich habe meine Oma Ella in den vier Jahrzehnten, die wir gleichzeitig lebten, ungefähr zehn Mal, vielleicht zwölf Mal gesehen. Als Kind, wenn sie aus England anreiste, um ihren Urlaub in Bad Gastein und Wien zu verbringen, als Jugendlicher bei zwei längeren London-Aufenthalten und dann noch, als das Fliegen schon einfacher und billiger war, bei Städtereisen nach London. Als sie achtzig Jahre alt wurde und dann noch zu ihrem Neunziger war schließlich die ganze, weit verstreut über die Welt lebende Familie in London versammelt. Zehn oder zwölf Mal Oma, nicht mehr. Und doch war sie eine der prägenden Menschen in meinem Leben.

In meiner ersten Erinnerung erscheint Oma Ella als Königin. Sie nahm mich, den kleinen Buben von vielleicht sieben Jahren, an der Hand und ging mit mir durch die Stadt, aufrecht, stolz und schön. Sie war wunderschön geschminkt, hatte eine makellos weiche Haut, ihre Kleidung war von ausgesuchter Eleganz. Im Wien der 1950er-Jahre waren die Menschen gezeichnet von Krieg, Niederlage und Hunger. Straßenzüge, Häuser, alles war in einem schmutzigen Grau erstarrt, trug die Wunden der verlorenen Schlachten und der verlorenen Ehre. Bomben hatten Lücken in die Häuserzeilen und Risse in die Menschenseelen geschlagen.

Ella erschien wie ein farbenfroher, eleganter Kontrapunkt zur allgemeinen Traurigkeit, eine Siegerin unter Geschlagenen.

Sie schritt in aufrechter Haltung die Kärntner Straße entlang, kümmerte sich nicht um die anderen und bemerkte daher nicht, dass Menschen sie anstarrten, wie ein Wunder, das in die Zerstörung der Welt gefallen war.

Der Weg führte uns zu einem renommierten Geschäftslokal, das klassische Wiener Mode anbot. Dort wurde Ella tatsächlich wie eine Königin empfangen, war sie doch nicht nur eine auffallende Erscheinung, sondern vor allem auch gern gesehene Kundin. Wir wurden in einen weitläufigen Raum geführt, an dessen Längsseite einige wenige Sessel standen. Da saß ich dann neben der Großmutter, ein Knirps in kurzer Lederhose und kariertem Hemd, und bewunderte, was ich zu sehen bekam. Aus einer Tür schwebte eine leichtfüßige Fee nach der anderen, in elegantem Kleid in den Raum. Vor den beiden Besuchern blieben die Wesen stehen, drehten sich um ihre eigene Achse und ließen dabei, auch wenn das nicht der Sinn der Übung war, das Herz des kleinen Buben höherschlagen. Dann blätterte Oma in Heften mit Schnittmustern, prüfte die Qualität von Stoffen, die in langen Bahnen in einem Nebenraum hingen, fragte, wägte ab und kaufte schließlich. Ich verstand nichts von dieser Welt, außer, dass sie schön war und ganz offensichtlich meiner Oma gehörte.

Später lernte ich, dass Großmutter bei jedem ihrer Sommeraufenthalte in Österreich zwei bis drei Kleider erwarb, die sie in ihrer Werkstatt in London kopierte und weiterverkaufte. „Oma merkt sich aber auch die Schnitte anderer Modelle“, erzählte mir meine Mutter, „und schneidert sie zu Hause nach. Wiener Mode ist in London sehr begehrt, und sie bringt so ihre Urlaubsausgaben wieder herein.“

Von der Kärntner Straße spazierten wir anschließend durch die Wiener Innenstadt in den Schottenhof. Dort saßen wir im Gastgarten eines Kaffeehauses im Schatten von alten Kastanien und aßen Cremeschnitten. Dazu gab es Himbeersaft mit Soda, ein unbeschreiblicher Luxus. Meine Mutter hatte aus den Exiljahren in England die Sitte des Teetrinkens mitgebracht. Ich war zufrieden mit einem Butterbrot und Tee mit Milch, hier aber

lernte ich die Sonnenseiten des Lebens – oder was ich damals dafür hielt – kennen. Oma war eine Königin und sie machte aus mir einen kleinen Prinzen.

Zwei

Anfangs wusste ich nicht, dass mir etwas fehlte. Meine Familie bestand aus meiner Mutter und mir. Die Konstruktion „Vater, Mutter, Kinder“ kannte ich, ebenso wie viele andere Kinder der 1950er-Jahre, nicht. Meine Mutter war gemeinsam mit der ihren aus Wien entkommen. Ella organisierte für sie, ihre jüngste Tochter, ein Internat. Selbst konnte sie ihr Kind nicht betreuen, weil sie am Anfang der Emigrationszeit in England Hausschneiderin bei einer Industriellenfamilie wurde. Meine Mutter Edith war zuerst todunglücklich, weil sie die Sprache nicht konnte und von den anderen Kindern gehänselt wurde. Sie erzählte später: „Nur 36 Stunden, nachdem ich die Karl-Meißl-Straße im 20. Wiener Bezirk verlassen hatte, fand ich mich in einem Internat für Mädchen des gehobenen Mittelstands in der englischen Provinz wieder. Ich konnte kein Wort Englisch und hatte keine Ahnung von den Umgangsformen. Ich war erst vierzehn und tief unglücklich ...“

Später nahm Oskar, ihr um sechs Jahre älterer Bruder, sie in den Kreis „Young Austria“ mit, wo sich junge österreichische Flüchtlinge trafen und planten, wie sie nach dem Ende der Hitler-Diktatur helfen würden, ein lebenswertes und demokratisches Österreich zu schaffen. Dort lernte sie Kurt Menasse, meinen Vater, kennen. Er war als 15-Jähriger mit einem von den Quäkern organisierten „Kindertransport“ nach England geflüchtet. Sein um sieben Jahre jüngerer Bruder Hans entkam gemeinsam mit ihm.

Die Auswahl an österreichischen Partnern war im London der 1940er-Jahre nicht so groß wie die Sehnsucht der jungen Menschen nach Beziehung und menschlicher Wärme. Einige, wie meine Eltern, heirateten noch im jugendlichen Alter. Das ging vielfach nicht gut, so auch bei Edith und Kurt. Er ließ sich bald nach der Rückkehr in die Heimat scheiden und heiratete eine neue Partnerin.

Alle, die als Kinder oder Jugendliche flüchten hatten müssen, waren von ihrem Schicksal gezeichnet. Die emotionale Bindung zu den Eltern war zu früh abgerissen, Bildungschancen und unbeschwerter Kindheit waren ihnen geraubt worden. Die Angst saß ihnen ihr ganzes Leben lang im Nacken. Meine Mutter hatte das Glück gehabt, stets im Kontakt mit ihrer Mutter Ella zu sein. Von ihr lernte sie die Kraft für den Kampf gegen widrige Lebensumstände. Eine Frau hatte sich selbst durchzuschlagen. Über ihren Vater konnte ich mit ihr nie sprechen. Sie hatte überbordende Schuldgefühle, weil sie, ihre Geschwister und ihre Mutter dem Nazi-Terror entkamen, nicht jedoch ihr Vater. Er wurde ermordet. Wenn ich sie nach ihm fragte, brach sie in Tränen aus – es ging einfach nicht.

Vater, Mutter, Kinder, Großeltern, das gab es kaum irgendwo im Wien der Nachkriegszeit. Die Ideologie des Nationalsozialismus hatte das Bild der Frau als Hüterin der Familie propagiert, die ihrem Mann, dem Helden, den Rücken freihält. Die nüchterne Realität führte diese verquere Vorstellung aber ins Absurde. In den Wohnungen meiner Klassenkollegen aus der Volksschule hingen Fotografien von Vätern und Großvätern in Uniform, quer über das Bild gespannt ein schwarzes Band. Gestorben für den Führer und das Vaterland. Die Frauen, egal ob sie Adolf Hitler verehrt hatten oder ihm gleichgültig bis ablehnend gegenüberstanden, hatten die Zeche zu zahlen. Großmutter, Mutter, Kinder – das bedeutete Familie vielfach im Österreich der 1950er-Jahre. An die 250.000 Soldaten österreichischer Herkunft waren im Krieg gefallen, 400.000 Österreicher bezogen in den ersten Nachkriegsjahren eine Kriegs-, Invaliditäts-, Witwen- oder Waisenpension. In den Wiener Straßenbahnen gab es Hinweisschilder, dass bestimmte Sitzplätze „Kriegsversehrten“ zu überlassen seien. Das „Heil Hitler“ war verklungen, die heile Familie nichts als eine verlogene Geschichte.

Drei

Meine zweite Erinnerung an Ella stammt aus dem Dezember 1956. Als Neunjähriger war ich zu Besuch in der Moscow Road im Londoner Stadtteil Bayswater nahe dem Hyde Park, wo meine Großmutter damals wohnte und ihre Schneiderei betrieb. Die Anreise nach England dauerte rund 24 Stunden. Es ging mit der Bahn von Wien durch Deutschland ins belgische Ostende. Weiter dann mit dem Schiff nach Dover, wo – jetzt war man schon mehr als zwanzig Stunden unterwegs – ein Zug nach London und in Victoria Station schließlich die Oma wartete.

Ella hatte während meines Aufenthalts wenig Zeit für mich, zu sehr war sie mit ihrer Arbeit beschäftigt. Der Beruf war ihre Lebensversicherung, das war ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Solange sie schneiden konnte, war sie sicher. Das Handwerk, das hatte sich durch Jahrzehnte gezeigt, konnte sie mitnehmen, gute Kleidermacherinnen fanden überall Kunden, Scheren und Nadeln kosteten wenig. Sie gab mir Tee mit Milch, wie meine Mutter zu Hause in Wien, genügend zu essen und viel Freiheit.

Am Wochenende ging Ellas Mann Jack mit mir durch die Gassen rund um die nahe gelegene Hauptstraße, Queensway, und zeigte mir die Gegend. Ich liebte den verwittert aussehenden Mann, der sich aus Wien krumme Zigarren bringen ließ, die in seinem Mund baumelten und entsetzlich stanken. Diese Virginia nannte Jack „Kaiserliche“, weil auch Kaiser Franz Joseph sie geraucht hatte. Er liebte es, mit mir seine Späße zu teilen. Nahe dem Haus gab es ein italienisches Restaurant mit hohen Fenstern, durch die man die Gäste beobachten konnte. Jack stellte sich mit mir direkt an ein solches Fenster. Drinnen saß ein Paar, das Spaghetti aß. Jack brummte vor sich hin und begann mit einem Mal dem Mann zu deuten, wie er die Nudeln aufrollen sollte. Jack lachte, ich lachte, der nudeessende Mann im Lokal war empört. „Er versteht nicht dazu“, sagte Jack zufrieden über seine Bildungsarbeit.

Jack blieb immer ein Außenseiter der Familie. Die Kinder Oskar, Franz und Edith sahen in ihm keinen Vater, dazu war er zu spät in ihr Leben getreten. Ella vertrat die Meinung, dass eine

Frau einen Mann nur zum Ausgehen brauchte. Vermutlich hatte sie ihn deshalb geheiratet. Wenn sie eingeladen waren, gingen sie gemeinsam dorthin, ansonsten hatten sie wenig Kontakt. Als ich später einmal, schon als Erwachsener, bei Oma zu Besuch war und mich nach dem ersten Tee und Geplauder erkundigte, wo denn Jack sei, fragte sie mich mit echtem Staunen: „Zu wos brauchst du den Jack?“ – „Oma, ich habe euch ein paar Jahre lang nicht gesehen. Ich will ihn begrüßen“. – „Wenn du meinst“, sagte sie und schüttelte erstaunt den Kopf.

Ich trieb mich in den drei Wochen meines Besuchs in der Werkstatt herum, bewunderte die Schnittmuster und plauderte mit Anita und ihrem Mann Frank. Die beiden waren vor dem Franco-Regime nach London geflüchtet. Anita hatte bei Ella als Stickerin Arbeit gefunden, Frank besuchte sie öfter in der Werkstatt und saß einfach neben ihr. Die beiden erzählten mir von ihrem Kampf für die spanische Demokratie und dass sie niemals in ihre Heimat zurückkehren wollten, bevor nicht der Diktator gestürzt sei. Mir, dem Kind, schien das eine Geschichte voller Heldenmuts, vergleichbar mit jenen von Alexandre Dumas, die ich gerade verschlang. Auch die Schwester meiner Mutter, meine Tante Franzi, arbeitete in der Werkstatt ihrer Mutter. Sie war mir besonders vertraut. Sie war genauso klein wie Edith, ihre jüngere Schwester, und hatte dieselbe rundliche Figur. Ihr Deutsch hatte Anklänge an das Jiddische, das in ihrer Wiener Wohngegend, nahe dem Augarten, in der Kindheit allgegenwärtig gewesen war. „Püpele“, sagte sie zu mir, oder „Jingle“, und ich liebte diese Sprache, die ich in Wien nicht mehr kennengelernt hatte.

Als ich zurückfuhr, hatte ich in meinem Herzen und meinem Bewusstsein eine viel größere Familie als davor: Eine Oma, einen Opa, eine Tante, einen Onkel, einen Cousin, eine Cousine. Ich liebte England.

Vier

Juden, sagt man, hätten einen besonders ausgeprägten Familiensinn. Kein Wunder, da die Geschichte der Juden eine der ständigen

Vertreibung und Fluchten war. Du kommst in ein neues Land und brauchst Hilfe. Du findest sie bei Familienmitgliedern, die schon früher in dieses Exil gegangen sind. Ihnen kannst du vertrauen. Sie wiederum wissen, dass auch sie Hilfe bekommen haben oder sie noch brauchen werden.

Das gilt jedoch nicht nur für Juden, sondern für alle, die auswandern mussten. Ob Burgenländer, die in wirtschaftlich bitteren Zeiten in die USA gingen und sich dann in Chicago sammelten, oder Tschechen, die sich um die vorletzte Jahrhundertwende im Wiener Bezirk Favoriten ansiedelten. Immer ist die eigene Community der Anker in schwierigen Zeiten. Eine große Familie bedeutet Sicherheit, Schutz und Trost.

Familie ist noch mehr. Wie du wirst, was du denkst, wohin du gehst – all das lehrt dich die Familie. Du kannst ihre Werte weitertragen oder in Opposition zu ihnen gehen, aber den Einfluss deiner Kinderjahre trägst du dein Leben lang in dir.

Fünf

Vor vielen Jahren habe ich meinem toten Großvater Jakob Rosenstrauch, dem Vater meiner Mutter, einen Brief geschrieben, der im jüdischen Magazin Nu abgedruckt wurde.

Lieber Großvater Jakob,
wir haben uns nur knapp verpasst. Nicht einmal sechs Jahre lagen zwischen deinem Tod und meiner Geburt. Als ich ein Kind war, hast du mir nicht weiter gefehlt. Auch andere Kinder meines Jahrgangs hatten ihre Großväter verloren. Überall gab es sie, die Bilder der ernstesten, toten Väter und Großväter. Wir hatten kein Bild von dir. Wenn ich nachfrage, weinte meine Mutter. Grund genug, nicht zu insistieren.

Du, ihr Vater, hast auf einem Schiff vor den Nazis flüchten wollen, aber das sei dir nicht gelungen. Mehr war nicht zu erfahren. Erst als dein ältestes Enkelkind, meine Cousine Helen Liesl, ein Buch über unsere gemeinsame Großmutter schrieb, kam ich dir näher. Während deine Familie nach England flüchten konnte, warst du

in Wien geblieben, um von dort nach Palästina auszuwandern. Beim Friseur Krupka in der Brigittenufer Karl-Meißl-Straße wurdest du verhaftet und nach Dachau geschickt. Nach vier Monaten kamst du nach Wien zurück. Auf Fotos, die dich nach der Freilassung zeigen, hättest du um zehn Jahre älter ausgesehen, als vor der Haft, beschreibt die Großmutter. In deiner Wohnung saß schon ein neuer Besitzer, an dein dort verstecktes Geld bist du nicht mehr herangekommen. Es folgten traurige Briefe an die Ehefrau in der Ferne. Fünfzehn englische Pfund würden dir fehlen, um die Formalitäten für die Ausreise erledigen zu können. Großmutter konnte sie dir wohl senden, denn du hast dich schließlich einem Transport angeschlossen, der über die Donau zum Schwarzen Meer und von dort in das Gelobte Land gelangen hätte sollen.

Wenn ich vor vielen Jahren nach der Arbeit im Schanigarten des Café Salzgries saß, schaute ich auf das Haus Marc-Aurel-Straße Nummer 5, wo das „Palästina-Amt“ seinen Sitz hatte. Dort hast du dich tagtäglich um einen Platz für einen Transport angestellt. Aber dein Transport sollte niemals in Palästina ankommen.

1993, mehr als fünfzig Jahre nach deinem Tod, erschien das Buch „Gescheiterte Flucht“ von Gabriele Anderl und Walter Manoschek über den „Kladovo-Transport“. Über dich erfuhr ich darin wenig, du warst nur einer von vielen. Bloß, dass Jakob Abraham Rosenstrauch im November 1941 erschossen wurde. Hundert Juden für einen von serbischen Partisanen getöteten Soldaten der deutschen Wehrmacht, hieß die Rechnung der Verbrecher.

Ich habe dich niemals kennengelernt. Und es ist alles auch schon sehr lange her. Jetzt aber, da ich so viele Jahre älter bin, als du es geworden bist, denke ich manchmal an dich. Das ist unzeitgemäß, ich weiß. Aber die Zeit, Großvater Jakob, war auch nie dein Verbündeter.

Später gab es im Jüdischen Museum eine Ausstellung über den Kladovo-Transport. Sie wurde mit Hilfe von einigen der wenigen, überlebenden Teilnehmer gestaltet, die im Frühjahr 1941 am Landweg entkommen waren und heute in Israel leben. Von dir gab es auch dort kein Bild. Nur dein Name war vermerkt. Ein unauffälliger Buchhalter, eine anonyme Zahl in der Bilanz des

Nationalsozialismus, die glatt ausgeradiert wurde. Niemand wusste je etwas darüber, niemand war dabei.

Ich hätte dich gerne kennengelernt, lieber Großvater Jakob.

Sechs

Dass ich Verwandte in der ganzen Welt habe, wusste ich, aber das Bild einer großen, gemeinsamen Familie entstand erst im Jahr 1977, als Ella ihren achtzigsten Geburtstag beging. Von überallher waren wir gekommen, aus England, Israel, Dänemark, Deutschland, Österreich und den USA. Sie war jetzt wieder die Königin, der Mittelpunkt einer großen Gruppe von Menschen mit ganz eigenen Lebensformen und -inhalten, die ihr das Leben verdankten, die verbunden waren in der Bewunderung für diese Frau. Dann gab es zehn Jahre später den Neunziger, zu dem wieder alle kamen. Das Bewusstsein, die emotionalen und moralischen Erben von Ella zu sein, hält uns bis heute zusammen, auch wenn wir uns wegen der geographischen Distanzen wenig sehen.

Ich habe Ella noch ein paar Mal getroffen, als sie bereits eine ältere Frau war. Einmal brachte ich einen Freund mit, mit dem gemeinsam ich zu einem Fußballmatch der Premier League angereist war. Er hatte schon viel von meiner Oma gehört und war voller Respekt. Wir klingelten also an ihrer Tür, sie kam heraus, ich umarmte sie – und dann umarmte auch mein Freund sie voller Überschwang. Sie sah schon nicht mehr viel, drehte sich zu mir um und fragte: „Wer ist das, was kisst er mich?“ Ich stellte meinen Freund vor, sie schüttelte den Kopf und verstand die Welt nicht mehr. Sie wusste nicht, dass sie von vielen Menschen bewundert wurde. Und dass ein wildfremder Mann sie im Überschwang der Gefühle umarmte, war doch ein wenig weit weg von ihrer Erziehung im *Schtetl* und ihren Lebensgrundsätzen.

In der Nähe ihres Hauses in Dollis Hill, wohin sie im späteren Alter gezogen war, gab es ein großes Einkaufszentrum. Dort saß sie gerne auf einer Bank bei einem Springbrunnen und „schaute Leute“. So, wie das früher die alten Frauen im *Schtetl* gemacht haben oder heute noch Männer und Frauen in vielen kleinen

Dörfern Süd- und Osteuropas machen. Sie war ein zufriedener Mensch, sie hatte ein langes, wechselvolles und am Ende doch glückliches Leben gehabt. Ein knappes Jahr vor ihrem Tod sah ich sie zum letzten Mal. Die Königin war zu einer Greisin geworden, wirkte klein und zerbrechlich. Sie konnte nur mehr langsam gehen, immer ein paar Schritte, dann brauchte sie eine Pause. „Komm mit mir“, sagte sie, „ich will einen Spaziergang machen.“ Sie stützte sich auf meinen Arm und wir gingen langsamen Schrittes um den Häuserblock. „Ich habe genug“, sagte sie und meinte ihr Leben, „ich brauche nicht mehr.“

Dreißig Jahre sind seit ihrem Tod vergangen. Ich höre ihre Stimme, ich sehe sie vor mir. Meine Königin wird so lange leben wie ich selbst.

Peter Menasse, Enkel

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Enkelin Liesl Krag im Gespräch mit ihrer Großmutter

Helen Liesl Krag/Peter Menasse: Ella Schapira (1897–1990)

Warum hast Du uns nie etwas erzählt?

Ich wollte ein Buch über meine Großmutter schreiben, über meine Wiener Großmutter, die aus Russland stammte und in England wohnte. Ich wollte sie über ihr Leben befragen, weil mir plötzlich bewusst wurde, wie selbstverständlich Frauen ihrer Generation die Geschichte erlebt haben. Vielleicht war sie in ihrer Generation, in ihrem Milieu eine ganz gewöhnliche Frau?

Eine ganz gewöhnliche Großmutter, wie wir sie aus Bilderbüchern kennen, war sie für uns Kinder nie. Nie saß sie geduldig im Lehnstuhl, um uns aus Märchenbüchern vorzulesen oder von vergangenen Tagen zu erzählen. Dazu war sie immer viel zu beschäftigt – mit ihrer Schneiderei und mit unserer Zukunft.

Diese Frau hatte Unglaubliches erlebt: Dreimal hat sie ihre Heimat und ihre Familie verlassen, um an neuem Ort von vorne wieder anzufangen; in vier Ländern hat sie gelebt, mit vier Sprachen und vier Behörden. Dabei hat sie nie aufgehört, an die Zukunft zu glauben. Sie widerspricht so nicht nur dem Typus der Großmutter aus Bilderbüchern, sie widerspricht auch allen Typenvorstellungen einer Frau von damals, stellen wir uns doch gerne die Frauen, die vor uns lebten, als an den Herd gezwungene, unterdrückte Geschöpfe vor, die wir, die Kinder der Nachkriegszeit, erst von diesem Joch befreien mussten.

So ist meine Großmutter ein Widerspruch in der Geschichte, ebenso wie sie auch eine Bestätigung der Geschichte ist.

In meinem Bewusstsein war meine Großmutter bis zu unseren Gesprächen über ihr Leben immer nur eine typisch österreichische Frau, die einst aus der Provinz in die Hauptstadt kam und später durch die Wirren der Geschichte aus der Heimat getrieben wurde. Davor war gleichsam nichts. Nicht ein einziges Mal hat sie von ihrer eigenen Kindheit gesprochen, nie von ihren Eltern, ihrer

Schwester, ihrem Hintergrund. Das war so ihre Lebensphilosophie: Von der Vergangenheit braucht man nicht zu sprechen, die ist ja vorbei. Nein, an die Zukunft muss man denken!

Erst in ihren Neunzigern erkannte sie, dass es für sie selbst keine Zukunft mehr gibt. Ohne Bedauern, ohne Hektik genoss sie jeden Tag. Sie wohnte zuletzt allein in ihrem bescheidenen Reihenhäuschen am Stadtrand von London, hatte ihren wenigen Besitz an die Kinder verteilt, damit diese nicht ungeduldig auf ihr Ableben warten sollten. So lebte sie geplant und geregelt ihr Leben. Jeder Tag ein Anruf von der Tochter, jede Woche vom Sohn, jeden Monat von einem Enkel. An jedem Sonntag kochte sie für die nächste Woche vor, immer das Gleiche: Fünf Hühnerkeulen gekocht, das ergibt täglich ein Süppchen, etwas Fleisch und Gemüse, das bekommt dem Magen. „Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich Schmerzen hätte. Ich vertrage keine Schmerzen. Deshalb bin ich sehr vorsichtig mit dem Essen. Wenn ich etwas ausprobiert habe, was mir guttut, esse ich immer das Gleiche“, erklärt sie. Wozu also experimentieren? Samstags isst sie auswärts bei Verwandten, sonntags fastet sie. Auch das tut gut, sagt die Erfahrung.

Sie sah kaum noch, war auch nicht gut auf den Beinen. Aber solange der Kopf noch funktionierte, wollte sie in ihrem Häuschen ihr eigenes Leben nach ihrem eigenen Willen leben. Sie wollte am liebsten zu Hause sterben. „Ich bin zu alt, um mich noch umzustellen“, meinte sie. Deshalb kletterte sie allabendlich zur Schlafenszeit in den ersten Stock hinauf und vollzog ihr durch Jahrzehnte erprobtes Ritual mit Körperpflege, Gesichtspflege und Nachrichten hören.

„Ach Gott, hab ich a langes Leben!“ sagte sie in dem Deutsch, das trotz aller Wirrnisse ihres Lebens die Sprache war, die ihr am leichtesten fiel – einem Deutsch, das auch ihre persönliche Geschichte widerspiegelte und in Grammatik und Wortschatz immer wieder ihre vielen Heimaten erahnen ließ.

„So ein langes Leben bringt viele Erinnerungen, aber ich habe keine Verwendung dafür. Wenn man stirbt, dann weiß kein Mensch, dass man gelebt hat. Nur die Kinder erinnern sich. Ich habe keine Zukunft mehr in meinem Alter, deswegen habe ich nur die Kinder.“

Die Vergangenheit sei unwichtig, behauptete sie, die Zukunft aber habe nicht sie, sondern ihre Kinder und Kindeskinde. „Stell dir vor, wer hätte das gedacht? Meine Mutter konnte nicht einmal lesen und schreiben, und meine Enkerln haben alle schon studiert. Meine zwanzig Enkerln und Urenkerln sind alle schön, gesund und gescheit. Ich hab gute Nachricht von meinen Kindern, das ist für mich das Allerwichtigste in der Welt. Was will ich mehr? Ich kann schon sterben. Das ist doch der Sinn des Lebens. Alles hab ich nur für meine Kinder gemacht. Ich hab immer nur gearbeitet, damit sie sollen können in die Schule gehen. Das Nähen hat mir das Leben gerettet, mir und meinen Kindern. Ohne Beruf hätte ich nichts machen können.“

Im Gegensatz zu meiner Großmutter geht es mir um die Vergangenheit. Da saß mir eine Frau gegenüber, die die gesamte Geschichte des 20. Jahrhunderts stellvertretend gelebt hat. Sie war das gesamte Jahrhundert.

Mir und ihren andern Enkelkindern wurde das Wesen ihres Lebens erst bewusst, als wir anlässlich ihres achtzigsten Geburtstages zu einer Familienfeier zusammentrafen. Erstmals waren alle ihre erwachsenen Kinder gleichzeitig zu Besuch, erstmals alle ihre Enkel beisammen. So wurde sie nolens volens zum Mittelpunkt, zum anerkannten Oberhaupt eines geographisch weitverzweigten Clans, zum historischen Fixpunkt einer Familie, die geschichtslos aufgewachsen war. Achtzig Menschen hatten sich im Bankettsaal eines großen Hotels versammelt. Sie waren aus Wien, Berlin, Kopenhagen, New York, Tel Aviv, London und anderen Städten angereist.

Ihr Sohn sagte in der Festrede: „Wenn wir manchmal von Ereignissen von vor achtzig Jahren sprechen, wie etwa vom Übergang von der Pferdetram zur Elektrischen, dann zweifeln wir nie daran, dass das historische Ereignisse sind, die sich vor langer, langer Zeit abspielten. Ist es denn nicht auch ein historisches Ereignis, eine achtzigjährige Frau zu feiern? Ist sie nicht Symbol all der Geschehnisse des Jahrhunderts? Als Kind musste sie 1905 Russland verlassen, um nach Polen zu reisen. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, verließ sie diese neue Heimat und zog nach Wien, der Hauptstadt der österreichischen Monarchie, zu der ihr Teil von